



1. Der Blick vom Schloß war 1927 noch behindert durch die vielen Masten mit Fernmeldeleitungen, die das Bild durchschnitten, dazu durch hochgewachsenes Strauchwerk. Links steht einer der Holzstege über die Rennstrecke, von Reklamen besetzt. Die Bäume links sind Reste der unter Karl Eugen gepflanzten Reihen zu beiden Seiten der „Allee“. Dies waren die ersten Fichten in der Stuttgarter Gegend!

## Rund um die Solitude

*Erinnerungsbilder aus acht Jahrzehnten von Otto Feucht*

mit Aufnahmen des Verfassers u. a.

„Neue Bauarbeiten auf der Solitude“ ... „13 Nationen auf der Solitude“ ... „Erhöhte Sicherungen auf der Solitude“ ... So etwa lauten Jahr um Jahr die Schlagzeilen in der Tagespresse. Aber daß damit gar nicht die Solitude gemeint ist, daß solche Meldungen sich vielmehr auf die Rennstrecke im Mahdental beziehen, die mit der Solitude gar nichts zu tun hat, das wird widerspruchslos hingenommen. Wie es zu solcher Gedankenlosigkeit kommen konnte, dürfte klar sein. Das erste Rennen 1925 hat tatsächlich „rings um die Solitude“ geführt, dicht am Schloß vorüber. Aber das ist schon lange her, und wer heute etwa, in Unkenntnis der Lage die Solitude zum Ausgangspunkt nimmt, um etwas vom Rennen zu sehen, der wird schwer enttäuscht, da er gut eine halbe Stunde Fußmarsch vor sich hat. Wie es damals beim

Schloß ausgesehen hat, davon kann die Aufnahme von 1927 nur ein recht schwaches Bild geben, weil darauf all die Zutaten an Reklamen und dergleichen nicht zu sehen sind, die jeweils nach dem Renntag wieder beseitigt werden mußten. Es war damals nicht leicht, zum Zweck der Säuberung all die beteiligten Amtsstellen unter einen Hut zu bringen und Ordnung zu schaffen; erst die Verlegung der Rennen in das Mahdental gab dem Schloß den Sinn seines Namens zurück. Und als es gelungen war, all die vielen Masten mit der Unzahl von Fernmeldeleitungen durch Verkabelung zu beseitigen, konnte die freie Durchsicht gegen Norden über die Ludwigsburger Allee, die unten zugewachsen und oben durch Drahtleitungen versperrt war, wieder gesichert werden (Abb. 1)<sup>1</sup>.



2. Schilfrohr und Wollgräser im obersten Teil des Mahdents, dicht am Parkzaun (Oberamtsgrenze), 1908.

Das Mahdental! Jahrhundertlang hatte man den Namen ohne „h“ geschrieben, wie heute noch die Ortsnamen Heumaden und Holzmaden. Erst vor zwölf Jahren wurde plötzlich die Schreibweise mit „h“ verlangt, wohl deshalb, weil die vielen Neuzugewogenen das alte Wort mißverstanden? So stimmt jetzt die Schreibweise wenigstens mit der von „Mähdertlinge“ überein. – Das Mahdental, das obere Glemstal, gegen die Stadt hin bis 1919 durch den hohen Bretterzaun rings um den Rotwildpark abgeschlossen und nur auf Umwegen erreichbar, war ein beliebtes Wanderziel in meiner Jugend. Der Weg war weit vom Stadtinnern her, Verkehrsmittel in dieser Richtung gab es noch nicht, man war ganz auf Fußmarsch angewiesen. Ging man die Hasenbergsteige aufwärts und weiter durch die Bürgerallee, so vergaß man nicht, an einer bestimmten hohlen Buche sich durch Klopfen zu melden, worauf sofort der Inwohner, ein Waldkauz, aus der Öffnung schaute und sein Mißfallen über die Störung erkennen ließ. Es war der nämliche Baum, von dem auch der zehn Jahre vor mir geborene Zoologe Hans Spemann erzählt<sup>2</sup>.

Die völlige Abgeschlossenheit des Tales vom Ver-

kehr, die Natürlichkeit der sumpfigen Wiesen, im Frühjahr übersät vom Gold der Dotterblumen, durchstellt vom Rot der Orchideen (*Orchis latifolia* und *morio*) hatten es uns besonders angetan. Gerade von den letzteren fanden sich hier und in den anstoßenden Waldhängen nicht weniger als zwölf verschiedene Arten, darunter die seltene Brandorchis und 1898 sogar die noch seltener Hohlzunge (*Orchis ustulata*, *Coeloglossum viride*). Sie alle sind längst unter der Straße, der Rennstrecke begraben. Und im anstoßenden Wald finden sich kaum noch Spuren des einstigen Reichtums an Blumen, vom weißen Hahnenfuß, vom Geißbart, dem quirlblättrigen Salomons siegel, dem Läusekraut, der Bergflockenblume und andern mehr!

Mit der Abgeschlossenheit war es zu Ende, als nach dem Kriege, 1919, der Parkzaun gefallen war und man daran ging, den vom Schattengrund zum Bruderhaus führenden Waldweg talabwärts zu verlängern und zur Straße auszubauen. Damals sollte die ganze Reihe alter Eichen an der Talseite des Weges fallen (Abb. 3). Es gelang jedoch, bei der Tagfahrt die Verschiebung der Trasse durchzusetzen, so daß die Bäume bleiben konnten. So stehen sie heute noch,



3. Der alte Weg vom Schattengrund zum Bruderhaus endete am Parkzaun. Beim Ausbau zur Straße (heute Rennstrecke) blieben die alten Eichen erhalten, 1926.

aber freilich sind sie, die einst die Träger des Landschaftsbildes waren, infolge der mehrmaligen Erbreiterung der Strecke allmählich allzusehr zu Randfiguren geworden.

Doch zurück zur alten Zeit! Der Weiterweg führte das einmal über das Planhaus<sup>3</sup>, dessen unterer Raum jedem offen stand, während der obere dem Jagdpächter vorbehalten blieb, durch den Teil des Gerlinger Waldes, dessen Forchengestänge durch den großen Schneedruck von 1886 so schwer gelitten hatte, daß die Spuren heute noch nicht verwischt sind, zum großen Stern, zur Solitude und weiter über Botnang oder unmittelbar zur Doggenburg, das anderemal in weitem Bogen über den Rappenhof eben-

dahin, einmal sogar bis Warmbronn, wo wir, Vater und Sohn, *Christian Wagner* besuchten, den klassisch dichtenden Bauern, den kleinen unscheinbaren Mann mit den leuchtenden Augen, der auch ins Haus zu uns kam († 1918). Begegnungen mit Wild, mit Rehen vor allem, waren bei diesen Gängen oft häufiger als solche mit Menschen. Sogar Auerwild gab es, und noch um 1930 habe ich solches im Gerlinger Wald erlebt.

Der Weg zum Schatten war uns auch im Winter vertraut, doch ging es da nicht ins Mahdental, auch nicht zur mächtigen „Freundschaftsbuche“, die auf dem Gewölbe einer einstigen Sauhütte wurzelte<sup>4</sup> und dieses zusammenhielt, bis sie im Sturz es mit sich



4. Der Anfang des Stadtteils Büsnau: Auf der Schafweide stehen die ersten Behausungen, 1932.

riß. Das Ziel im Winter war der Steinbachsee, bot dieser doch die schönste Eisbahn weit und breit, fast die einzige, auf der man sich ungehindert bewegen konnte, sofern Männer zur Stelle waren, die Bahn glatt zu fegen. So zwei oder drei Stunden dort auf dem Eis, dazu der Hin- und Rückweg, damit war ein Wintertag voll ausgefüllt! Einmal zogen wir zwei (der jüngere Bruder wurde erst später der dritte) auch im Sommer dorthin und wollten vom Steinbachsee, in dem wir laichende Laubfrösche für unser Terrarium gefangen hatten, auf dem breiten Waldweg zum Katzenbachsee. Da trat uns ein Jäger, einer der Jagdpächter, entgegen – (ich habe das früher schon erzählt<sup>5</sup>) – und wies uns unter Berufung auf eine Verbotstafel, die wir umgangen hatten, aus dem Wald, mit der Erklärung, man könne „jetzt, während der Setzzeit des Wildes, dem Publikum ganz unmöglich den Zutritt in den Wald gestatten!“ Das schien mir so unerhört und machte solchen Eindruck, daß ich mir vornahm, einmal ein Mann zu werden, dem man den Wald nicht verbieten könne!

Das war im Esslinger Spitalwald beim Katzenbacherhof. Durch ihn führt ein offener Kanal das Wasser

vom Steinbachsee zum Katzenbachsee und weiter in den Pfaffensee, er durchschneidet die Büsnauer Wiesen, in deren nässerem Teil Trollblumen wuchsen in unerhörter Fülle. Aber vom einstigen Gestüt des Herzogs Karl Eugen waren nur noch die Waldnamen „Große und Kleine Weide“ übrig und es stand nur noch ein alter Schafstall, da der trockenere Teil des dortigen Staatsgrunds als Schafweide verpachtet war. Und so war es noch immer, als ich 1926 das Forstamt Solitude übernahm und damit auch die Verwaltung des dortigen Staatsgrunds. Jedoch die Zeit der großen Arbeitslosigkeit, Ende der zwanziger Jahre, brachte neues Leben. Der Stuttgarter Architekt Dr. Wilhelm Fritz sammelte arbeitswillige Leute um sich mit dem Ziel, für sie auf dem ihm eingeräumten Teil des Büsnauer Felds eine Siedlung aus eigener Kraft aufzubauen und ihnen eine Lebensgrundlage zu schaffen. Bauten einfachster Art aus Lehm und Holz sollten errichtet werden, wie er solche in Polen kennen gelernt hatte. Im alten Schafstall wurde zunächst eine gemeinsame Unterkunft eingerichtet, die auch Fritz selbst bezog; im Oktober 1931 wurden die ersten Schollen umgebrochen, mit Hilfe der Pferde der



5. Der Obelisk am Beginn des Lindentalweges hält die Erinnerung an den Freiwilligen Arbeitsdienst wach, 1933.

Brauerei Leicht. Schon im Januar 1932 waren die ersten Lehmbauten fertig (Abb. 4). Freilich zeigten sie erhebliche Mängel, die nur zum Teil aus eigener Kraft beseitigt werden konnten. Die Schwierigkeiten mehrten sich, es kam zu Mißhelligkeiten, und 1933 bemächtigte sich die NSDAP der Sache, die Arbeitsgemeinschaft Fritz wurde aufgelöst. Zu Anfang sollte eine Siedlung für SA-Angehörige aufgebaut werden, es ergaben sich neue Schwierigkeiten, z. T. bedingt durch die weite Entfernung von Arbeitsmöglichkeiten. Ein Versuch, Buchenländer Rückwanderer als Waldarbeiter anzusiedeln, mißlang. Aber der Grund zum heutigen Stadtteil Büsnau war gelegt!

Noch an anderer Stelle hatte die Not der Zeit zur Selbsthilfe geführt. Der „Freiwillige Arbeitsdienst der Studentenschaft der Technischen Hochschule“ hatte sich unter Leitung von Professor Dr. Rothmund zusammengefunden, um zunächst einen Holzabfuhrweg im Staatswald Solitude zu bauen, der längst geplant, aber nie in Angriff genommen worden war, den Lindentalweg (Abb. 5). Die bisherige Jugendherberge im Westteil des Kavalierbaus, dem Spitalbau, bot Unterkunft, die Steine für die Be-

festigung wurden im staatlichen Bruch im Hirschauer beim Glemseck gebrochen. Die Arbeit nahm erfreulichen Fortgang, schon im Mai 1933 war der Weg fertig. Bei der kleinen Feier am Platz, der später durch einen Obelisken aus von Graevenitzens Hand bezeichnet wurde, sprachen nur kurz der letztgenannte als Unterkunftsbetreuer und ich selbst als Arbeitgeber, aber die Stimmung war recht gedrückt, denn wir wußten, was unmittelbar bevorstand. Wenige Tage darnach kamen die beiden Leiter der Gruppe zu mir, um sich zu verabschieden, sie waren ohne ein Wort der Anerkennung für ihre opferwillige Leistung durch die „Partei“ einfach vor die Türe gesetzt worden! Nun übernahm der Reichsarbeitsdienst die Weiterführung des Lagers und durch ihn ist der Staatswald ausreichend mit guten befestigten Holzabfuhrwegen ausgestattet worden. Hierüber ist hier nichts Weiteres zu sagen. Aber ein Nebenergebnis soll erwähnt werden: im Anschnitt einer Geländemulde mit Lößlehm im Staatswald Malmstall fand sich nebst allerlei typischen Schnecken jener Zeit auch ein Geweihstück, das einwandfrei als Rentier erkannt wurde. Dazu kam, etwas später, ein



6. Der Trümmerberg auf dem Birkenkopf während des Aufbaus, nach 1945. Luftbild Albrecht Brugger. Freigegeben durch das Innenministerium Baden-Württemberg Nr. 2/25.

zweites Stück eines Rentiergeweis beim Ausgraben eines Stumpens im Stadtwald Föhrich. Also klare Zeichen einstigen Lebens in der „Rentierzeit“!

Noch viel stärker traten diese „Steinzeiten“ uns näher, als Eduard Peters die Höhe des Birkenkopfs näher untersuchte, zusammen mit Gewerbeschulrat *Vinçon*, der schon 1937/38 Tausende von Hornstein-splittern dort aufgesammelt hatte. Diese Höhe erwies sich als Rastplatz mittelsteinzeitlicher Jägerhorden. Ein Teilstück auf der Höhe wurde freigelegt, umgrenzt und mit Erläuterungstafel versehen. Aber wer weiß heute noch von diesem Gegenstück zum „geologischen Fenster“ am Fuß des Kopfes, durch das die Schichtverwerfung zu sehen ist? Und wer kennt noch die schöne Veröffentlichung von Peters darüber mit ihren 28 Tafeln? <sup>6</sup>

Der Krieg rückte dichter an die Stadt heran, die Höhe des Birkenkopfs war unstreitig der beste Platz für die Fliegerabwehr gegen Westen. So mußte alles dort verschwinden, auch der Wald, Beton und Eisen traten an seine Stelle. Als 1945 die Befestigungen

auf dem Birkenkopf gesprengt waren, lagen dort nur noch gewaltige Brocken wirr aufeinander, mit Hohlräumen, die höchst fragwürdigen Zeitgenossen Unterschlupf boten. Dieser Zustand konnte nicht bleiben. Aber wohin mit den gewichtigen Trümmern? Es fehlte ja an allen Hilfsmitteln, und man wußte doch für die riesigen Mengen von Trümmerschutt in der Stadt selbst keinen Rat! Der nächstliegende Gedanke, den Cannstatter Wasen zu erhöhen und hochwasserfrei zu machen, mußte schon deshalb ausscheiden, weil er von der Besatzungsmacht mit Beschlag belegt war. Geringe Mengen konnten wohl da und dort in Mulden und Klingen untergebracht werden, aber das reichte bei weitem nicht aus. So ergab sich in fortgesetzter Beratung mit dem Tiefbauamt der Gedanke, einen künstlichen Berg zu schaffen, wie dies ja anderwärts früher schon geschehen war, und zunächst einmal versuchsweise die Trümmer auf dem Birkenkopf mit Trümmern aus der Stadt zu überdecken (Abb. 6). Freilich fehlte es nicht an heftigen Einsprüchen. Manchen mußte es als

Unverstand erscheinen, Tag für Tag die schweren Lastwagen bergauf fahren zu lassen. Aber der Versuch glückte trotz allen Schwierigkeiten, die anfänglich erstrebte Erhöhung konnte noch weiter erhöht und demgemäß die Grundlage der Aufschüttung noch weiter verbreitert werden, so daß letztlich der Kopf 40 Meter an Höhe gewann!<sup>7</sup> Dem fortwährend drohenden Abgleiten der Schuttmassen hangabwärts konnte begegnet werden, vor allem durch Ansaat von Steinklee und Luzerne, die beide sehr tief wurzeln und so den Boden festigen. Von Strauchwerk wurden nur heimische Arten verwendet, die sich leicht zurückschneiden lassen um den Ausblick freizuhalten und die nicht durch auffallende Blüten o. a. zum Erklettern des leicht abrutschenden Hangs verleiteten; im übrigen sollte zunächst die Natur selbst sich helfen und Auslese treffen. Ein Versuch mit Birken glückte weder durch Saat (auf der Schneedecke), noch durch Pflanzung. Als der Plan Gestalt anzunehmen begann, kam eine Menge von Vorschlägen und Anträgen. Auf der Höhe sollte unbedingt ein Kaffee eingerichtet werden, auch ein Fußball- oder Tennisplatz wurde verlangt, obwohl doch schon allein die starke Luftbewegung oben solchen Gedanken im Wege stand. Der heutige Zustand darf wohl im Ganzen als richtig gelten, mehr Wald als Park, keinerlei Rummel, ein würdiger Ort der Besinnung und des Gedenkens! Dazu der überwältigende Rundblick über die Stadt und nach allen Seiten in die Ferne! Nur ausgerechnet die Solitude ist nicht zu sehen, sie wird von der Kuppe des Röthelberges verdeckt.

Aber nun ist es an der Zeit, ehe wir uns dorthin zurückwenden, das Gebiet des ehemaligen Rotwildparks<sup>4</sup> aufzusuchen, um das wir bisher „herumgegangen“ sind.

Ob ich schon vor 80 oder erst vor 75 Jahren zum erstenmal mit den Eltern im „Wildpark“ gewesen bin? Man mußte damals – und noch lange nachher – erst die Eintrittskarte auf dem Hofjagdamt in Stuttgart sich erbitten, sie wurde kostenlos für einen bestimmten Tag und für eine bestimmte Zahl Personen auf den Namen ausgestellt und berechtigte zum Eintritt an einem der drei Parkwächterhäuser (am Stuttgarter-, am Solitudetor oder am Schattentor), die längst zu Forsthäusern geworden sind, aber bei amtlichen Anordnungen immer noch die alten Bezeichnungen tragen. Innerhalb der Umzäunung durfte man nur die drei Hauptwege benützen, vom Stuttgarter Tor („Forsthaus 1“) zur Wildmeisterei, quer dazu vom Solitudetor zum Schattentor, vorbei am Bärenschlößchen, und die Verbindung von diesem

zur Glemsquelle („Königsweg“). Tieferes Eindringen erlebte ich nur ein einziges Mal, als für uns Tübinger Forststudenten unter Professor D. A. Bühler im März 1902 die Verbote fielen. Wir kamen zum Pfaffensee, an dem die heutige Adlereiche noch einen Fischadler-Horst trug, wir sahen die Einstände und die Futterstellen des Wildes, bekamen die Schädigungen vor allem durch Schälen vorgezeigt und erhielten Einblick in die verschiedenen Probleme der Wildhaltung und der Jagd. Der Glanzpunkt war der Schwarzwildpark, der sonst für niemand zugänglich war, wir sahen die Fütterung im Saufang von dessen erhöhter Umfassung aus, hörten, wie die zum Abschuß bestimmten Sauen jeweils ausgesondert wurden für das „Eingestellte Jagen“, an dessen Seite der König seinen festen Stand hatte (bei der „Königseiche“). Den Abschluß bildete der Besuch der Solitude und des anstoßenden Staatswalds unter Führung des Oberförsters Müller, der unmittelbar vor seiner Zurruhesetzung stand. Denn bei Inkrafttreten der neuen Forstorganisation am 1. April 1902 schied er aus dem Dienst, dessen Sitz nach Stuttgart verlegt werden sollte. Bis dahin hatte er das heute noch stehende Haus des Professors Uriot bewohnt, in dem später eine Zeitlang Schillers Vater gewohnt hat, ehe es Sitz des Reviers Solitude wurde, und das, ab 1902 vermietet, vielen Stuttgartern als Haus der Familie von Graevenitz vertraut geworden ist.

Zwei Jahre später, 1904, wurde ich einige Monate lang als „Forstreferendar II. Klasse“, wie damals der Referendar hieß, dem Forstamt Solitude zugewiesen, dessen Amtssitz in den Räumen der Forstdirektion, Ecke König- und Kronenstraße, lag, während der Amtsvorstand, Forstmeister Schäffer privat in der Nähe des Westbahnhofs wohnte, weil der Neubau für das Forstamt in der Hauptmannsreute noch nicht bezugsfertig war. Für den Weg zum Wald war man noch weithin auf Bahnfahrt angewiesen. Damals, im Frühjahr 1904, wurden im Solitudewald die ersten Bestände aus Douglasien und Roteichen gepflanzt. Die ersten haben sich zu mächtigen Stämmen entwickelt, die letzteren aber sind bald wieder verschwunden, denn sie fanden allzuviel Liebhaber, sobald sie sich im Herbst rot verfärbten.

Doch zurück zum Rotwildpark<sup>4</sup>! Dies alte Laubholzgebiet mit seinen Eichen, Hagbuchen, Birken u. a. hat viele Jahrhunderte lang als Weideland gedient, vor allem für die Viehbestände von Botnang und Heslach. Der lichte Bestand bot Raum genug für Graswuchs und Unterholz, dazu kam der Ertrag an Früchten und Pilzen, vor allem die Eicheln und Bucheln als „Mast“ für die Schweine, die ja bis weit



7. Die durch Wetter und Schnee geformte Forche am Pfaffensee (1928) konnte abseits vom Wege stehen bleiben, bis sie von selbst zusammenbrach.

in die Neuzeit herein unsere wichtigsten Fetterzeuger gewesen sind. Ja, als Oskar Paret 1926 nahe dem Glemsursprung römische Reste ausgrub, konnte er feststellen, daß schon die Römer hier Schweinezucht getrieben hatten<sup>8</sup>. Und es leuchtet durchaus ein, daß der „Bär“ im Namen des Bärenbachs und des Bärensees nicht den Braunbären bedeutet, sondern den Saubären, den Zuchteber meint, daß der Wald „Bernhart“ der Weidewald der Schweine gewesen ist. Davon zeugen ja auch die alten Sauhütten, deren eine oben schon erwähnt ist<sup>4</sup>, deren andere im Gerlinger Wald noch unversehrt steht, einst Unterkunft des Sauhirten, der ja den größten Teil des Jahres „draußen“ bleiben mußte.

Als König Friedrich 1817 seine zwei großen Wildparke einrichtete, für Rotwild und Schwarzwild, da änderte sich zunächst nicht viel, nur trat an die Stelle des Weideviehs jetzt das Wild, durch das der Nachwuchs des Waldes noch viel stärker verbissen, abgeäst und beschädigt wurde als vorher. So entstan-

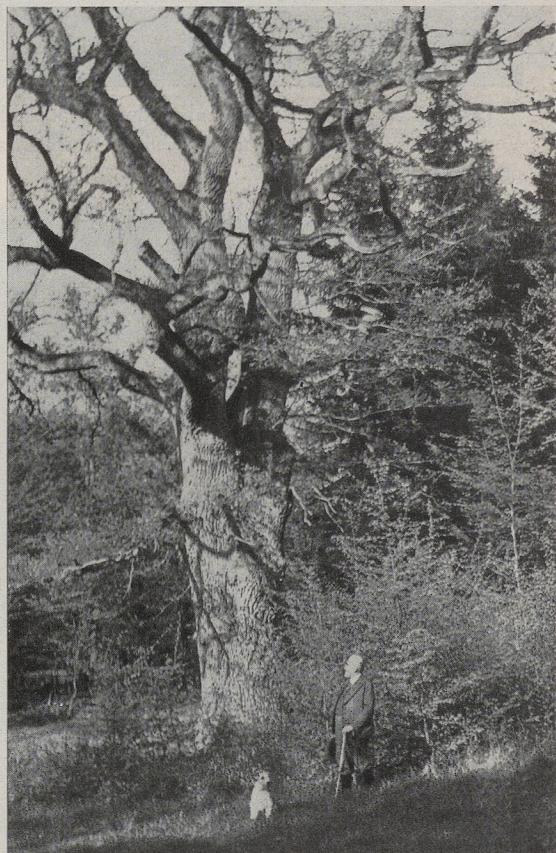
den bis in unsere Zeit herein Waldbilder voll Eigenart, in vollem Gegensatz zu den damals üblichen dicht geschlossenen Reinbeständen mehr oder weniger aufgelockerte Bestände mit frei wachsenden Einzelbäumen ohne Unterstand, oft mit ganz absonderlichem Wuchs, die, als 1919 die Umzäunung gefallen war, das beliebte Wanderziel der Städter geworden sind. Sind sie doch wie geschaffen zur Erholung, zum Lagern und Durchstreifen, geradezu zum Erleben der Natur! Und so erhob sich alsbald die Forderung, diese Art von Waldbildern nicht verschwinden zu lassen und vor der Umwandlung in ertragreicheres Nadelholz zu bewahren. Solche Umwandlung hatte schon früher begonnen, sie hatte jetzt, in der Zeit der Not nach dem Kriege erhöht eingesetzt, war es doch die Zeit, in der „das Holz Kohle und Eisen ersetzen“ sollte! Es gelang, den sich mehrenden Wünschen nachzugeben und die „Verfichtung“ der kaum noch Ertrag abwerfenden Laubholzbestände einzuschränken, wobei vor allem der

1960 verstorbene Landforstmeister *Richard Wezel* sich großen Dank verdient hat. Ganz auf solche Umwandlung zu verzichten, das war und wäre auch heute noch nicht zu rechtfertigen. Ist doch gerade die Fichte auf richtigem Standort der Brothaum, der in allen Lebensaltern und Ausmessungen als Nutzholz verwertbar ist. Und auf Geldertrag aus dem Walde wird, ganz abgesehen vom Rohstoffbedarf an Holz, wohl kaum ein Waldbesitzer ganz verzichten können. Einige Bilder mögen diese Fragen verdeutlichen, im übrigen versucht auch der neue Lehrpfad (s. unten!) ihnen gerecht zu werden (Abb. 7-9).

Eines darf nicht vergessen werden: *kein Wald bleibt so, wie er heute aussieht*. Denn der Wald lebt und wächst, alte Bäume fallen aus, Jungwuchs drängt nach und will zum Licht. Alte Durchblicke verschwinden und wachsen zu, neue öffnen sich, sei es durch Naturgewalt, sei es durch Hilfe des Forstmannes, dessen Aufgabe es ist, das Leben im Gang zu halten. Auch gesunde Bäume muß er herausnehmen, wenn sie allzu dicht stehen und einander das Leben erschweren (Abb. 10, 11). Und so werden auch die durch die alte Zeit hervorgerufenen absonderlichen Baumgestalten verschwinden, die zum besonderen Reiz des Gebiets so stark beitragen. Wie nun soll und kann man für Ersatz sorgen? Soll man etwa, im Gegensatz zur üblichen Pflegearbeit bei der Durchforstung, gerade die schlechtwüchsigen Bäume stehen lassen und dafür gutwüchsige herausnehmen? Oder soll man gar die Tätigkeit des Viehs und Wilds künstlich mit Axt und Schere fortsetzen? Solches mag im Park da und dort geschehen, aber doch nicht im Wald und erst recht nicht im Naturschutzgebiet, auch wenn hier die Wirtschaft weitergeht! Wie aber, wenn solch ein „Baumdenkmal“ durch Überalterung, innere Erkrankung oder äußere Beschädigung zusammenzubrechen droht und zur Gefahr wird für die Besucher, zumal an vielbegangenen Wegen? Dann ist es meist sehr schwer, zu entscheiden, ob es verantwortet werden kann, den Baum noch länger stehen zu lassen oder ob er trotz seiner Eigenart gefällt werden muß, um Unglücksfälle – und damit auch Haftpflichtansprüche – zu verhüten! Immer wieder hören wir Klagen in der Presse, darüber, daß schon wieder gesunde Bäume gefällt worden seien, sogar in Waldteilen, die unter Landschaftsschutz stehen! Aber gerade in solchem „Erholungswald“ ist sorgfältige, überlegte Pflege unumgänglich, wenn dieser seinen Zweck auf die Dauer erfüllen soll! Ungepflegte urwaldartige Waldbilder sind am Rand der Großstadt ganz bestimmt nicht am Platz! Wie ahnungslos manche Waldfreunde sind, hat sich besonders in der

Zeit gezeigt, als schon die Bomben fielen, und sogar noch nachher! Es kamen Beschwerden über „völlig sinnlose Kahlhiebe“ im Wald, während doch das eine Mal abgestürzte Flugzeuge, das andere Mal Luftminen die Lücken gerissen hatten, die der harmlose Beschauer forstlicher Absicht zuschreiben zu müssen glaubte! (Abb. 10-12).

An Versuchen zur Aufklärung über den Wald und über die Aufgabe und Arbeit des Forstmannes hat es gerade in und um Stuttgart in den letzten vierzig Jahren wahrhaftig nicht gefehlt<sup>9</sup>, durch Aufrufe und Vorträge, durch Schriften und Führungen, durch Rundfunk und Film, und vor allem durch die Tagespresse! Aber die Erfahrung zeigt, daß dadurch fast immer nur die Leute erreicht werden, die ohnehin schon dem Wald und all seinen Problemen gegenüber aufgeschlossen sind. Es erscheint aber außergewöhnlich schwer, gerade an die Kreise forstlicher Laien heranzukommen, die letzten Endes Verant-



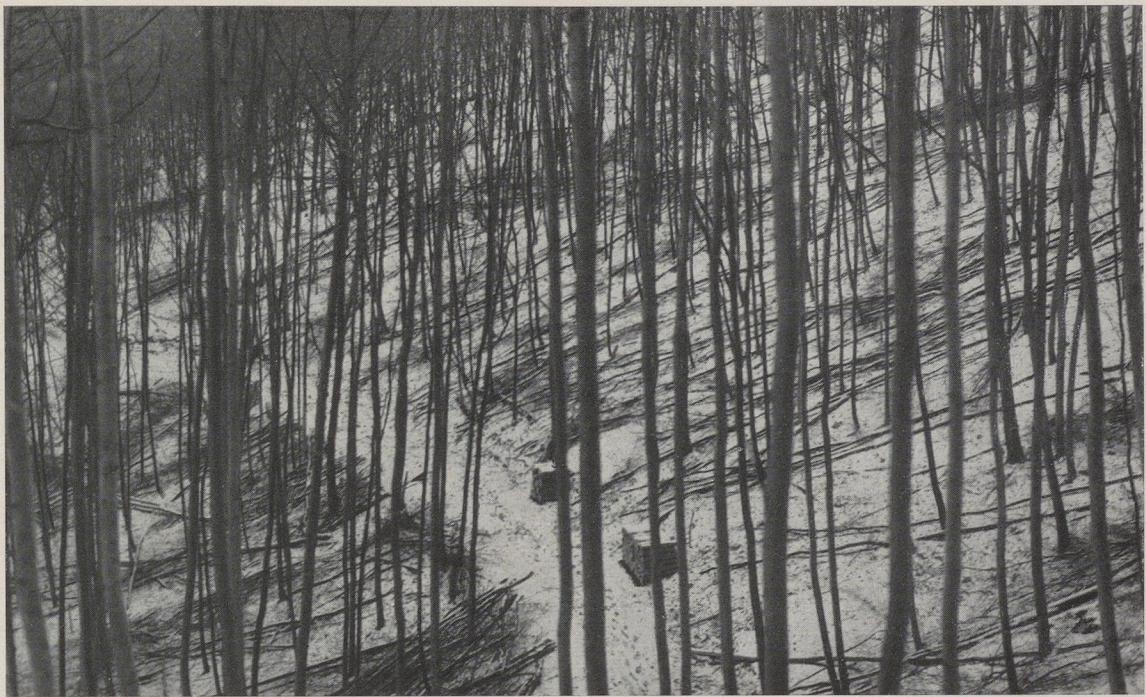
8. Soll die alte Eiche durch ihre Umgebung noch mehr bedrängt werden? Ist es nicht richtiger, einzugreifen, damit sie sich ungefährdet entfalten kann? Sie trägt den Namen des um den Rotwildpark hochverdienten Richard Wezel (gest. 1960). Aufnahme R. Wezel 1954.



9. Umwandlung verlichteten Laubwalds in Nadelholz: Jenseits des Weges alter Bestand aus Birken u. a. Vordergrund (im Schatten) nach Kahlhieb Auspflanzung vorbereitet. Dahinter in drei Altersstufen Fichtenpflanzung. Rotwildpark 1927.



10. „Ein Märchen aus uralten Zeiten“ so mutet uns heute die Menge der Kulturarbeiterinnen in der Pflanzschule an. Die aus dem Saatbeet kommenden Sämlinge werden in weiterem Abstand „verschult“, damit sie sich kräftigen, ehe sie ins Freiland versetzt werden. Stadtwald Feuerbach 1927.



11. Jeder heraufwachsende Baumbestand muß von Zeit zu Zeit gerichtet („durchforstet“) werden, damit er sich gesund entwickeln kann. Dabei müssen neben kranken oder minderwertigen Stämmchen auch völlig gesunde herausgenommen werden. Gerlinger Wald 1935.



12. Durch den Bau der Reichsautobahn wurde im Vaihinger Wald ein großer Zusammenhang reiner Fichten von Nord nach Süd aufgerissen, so daß der Westwind freien Zugang fand. Er hat in wenigen Jahren gründliche Arbeit geleistet. 1940.



13. Das 1817 erbaute Bärenschlößchen 1932. Es ist 1942 zerstört worden.



14. Am Fuß der 1782 angelegten Terrassen beim Bärenschlößchen stehen, lange Zeit im Buschwerk versteckt gewesen, zwei steinerne Löwen, die wohl die Anlegestellen der zwei von Herzog Karl Eugen aus Venedig bezogenen Gondeln bezeichnen. Ob sie auch selbst daher stammen? – Aufnahme W. Feucht, 1964.

wortung zu tragen und Entscheidungen zu treffen haben. Gerade solche sind ja vielfach so überbeansprucht, daß ihnen weder Zeit noch Ruhe bleibt, über die Zusammenhänge nachzudenken, die nun einmal zwischen Wald und Volk, Wald und Wasser, Wald und Luft, Wald und Gesundheit unabdingbar bestehen. Mancher freilich mag auch wohl von seiner eigenen Unfehlbarkeit so überzeugt sein, daß er grundsätzlich keinerlei Neigung zeigt, über sein enges Fachgebiet hinauszuschauen auf die großen Zusammenhänge des Lebens!

Ein neuer Versuch zur Aufklärung und zum Verständnis, zur Mithilfe der ganzen Bevölkerung ist durch den *Waldlehrpfad im Rotwildpark* eingeleitet, der wohl durchdacht und vorbildlich ausgeführt, die Besucher auf guten, mit Sitzbänken versehenen Wegen vier Kilometer weit an 80 Lehrtafeln vorüberleitet und 1963 eröffnet werden konnte, dank der Zusammenarbeit der Staatsforstverwaltung (*Oberforstmeister Geyer*) und des Verschönerungsvereins, unterstützt durch die Schüler des Vaihinger Gymnasiums und andere Freunde. Ganz gewiß ist diesem Anfang, dem noch weitere Lehrpfade folgen sollen, ein reicher Erfolg zu erhoffen!

Aber sind wir damit nicht ganz vom Thema abgekommen? Sind das noch Erinnerungsbilder? Sind es nicht vielmehr Wunschträume, die zur Wirklichkeit nicht so recht passen, und deren Erfüllung erst zu erhoffen bleibt?

Bleiben wir beim Thema! Was hat sich Wichtiges rings um die Solitude in der Zeit von achtzig Jahren noch alles getan, wenn wir vom Krieg und seinen Folgeerscheinungen, vor allem für den Wald, hier einmal ganz absehen, da solche ja keine Besonderheit unserer Gegend waren, vielmehr mehr oder weniger überall anderwärts ebenso erlebt werden mußten? Als örtliche Besonderheit kann höchstens eine genannt werden, die Gewinnung von Birkensaft im großen durch die Pflanzensäftwerke Magstadt, als diese vom Auslandsbezug abgeschnitten waren. Der Versuch im Gerlinger Wald hat sich durchaus gelohnt, er hat der Gemeinde jahrelang erhebliche Einnahmen gebracht ohne jeden Schaden für den Wald.

Aber was ist nicht alles geplant oder vorgeschlagen worden, jedoch nicht ausgeführt! Vor vierzig Jahren schon die „Waldsiedlung“ im Schwarzwildpark, Einfamilienhäuser unter dem Motto „Jedem Krieger sein Eigenheim!“ Möglichst alle alten Bäume sollten erhalten werden. Aber die Verwirklichung hätte zwangsläufig zur Vernichtung des ganzen Waldes führen müssen, wie die Erfahrungen anderwärts unter



15. Die Hirschallee vom Großen Stern zum Planhaus 1932. Der durch Wild und Weidevieh zerlichtete Laubwald war durch Fichten ersetzt worden. Diese sind seit 1939 durch Stürme und durch Kriegserfordernisse aufgezehrt und seither als Mischwald wieder neu aufgebaut worden.

vergleichbaren Verhältnissen bestätigt haben. Und wie am eindringlichsten die neue Waldsiedlung im Gerlinger Wald uns vor Augen führt, mit welcher Ahnungslosigkeit selbst solchen Bäumen das Weiterleben unmöglich gemacht wird, deren Erhaltung offensichtlich beabsichtigt ist! Wie wenig biologisches Verständnis ist viel zu oft anzutreffen, auch bei Leuten, die unbedingt wissen müssen, daß Bäume Lebewesen sind und erst dann zum toten Werkstoff werden, wenn man ihnen das Leben ausgetrieben hat!

Dann, heute schon vergessen, erschien der Plan eines Weltbads im Mahdental, dessen Heilquellen die Bäder Mergentheim und Karlsbad in Schatten stellen sollten, wie uns ein bekannter Rutengänger ver-



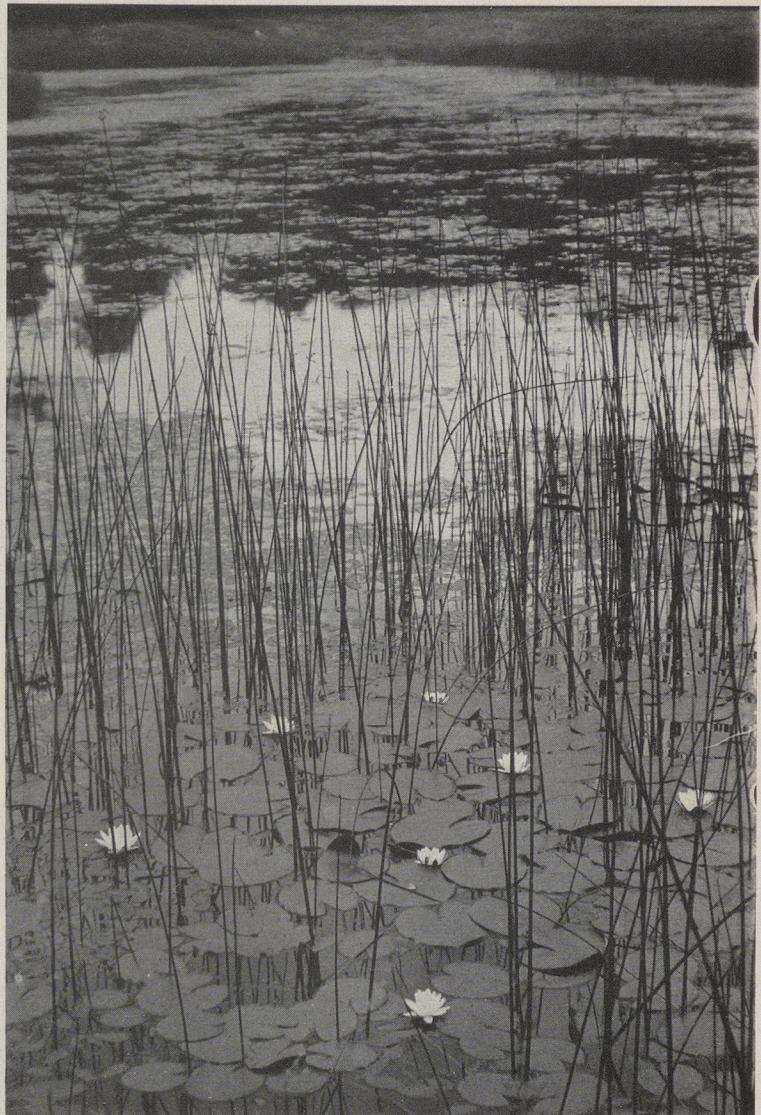
16. Der Platz auf dem Gerlinger Schloßberg mit den Friedensbäumen von 1871 (zwei Linden und eine Eiche) sollte privater Bauplatz werden. Es gelang, ihn als hervorragenden, allgemein zugänglichen Aussichtspunkt zu erhalten. Er wurde 1953 durch das Ehrenmal gekrönt, das Fritz von Graevenitz geschaffen hat.

sicherte, man brauchte nur 500 Meter in die Tiefe an genau bezeichneter Stelle zu bohren! Es ist sehr schnell darüber still geworden, der Ausbau der Rennstrecke erschien sicherer! – Bald darnach, 1937, ging es wiederum um eine Rennstrecke, diesmal für Krafträder: Von der Schillerhöhe aus, vor dem Schloß vorbei, die Bergheimer Steige abwärts, beim Bergheimerhof vor einer Haupttribüne ausholend wieder aufwärts auf neuer Bahn, und kurz unterhalb des Schlosses quer durch den steilsten Hang zurück zum Ausgangspunkt. Der Wald zwischen den Bahnen sollte fallen, um freien Überblick zu schaffen. Das war „streng geheim“, jede öffentliche Stellungnahme wurde unterdrückt!

Dann eine neue Schießbahn für die Wehrmacht, vom Heimberg aus neben der Heukopfbahn vorbei bis zu den Vierbuchen! Sie hätte den gesamten Verkehr auf den Waldwegen des Gebiets lahmlegen müssen! – Und vor zwanzig Jahren, schon gegen Ende des Krieges, als der Neubau der HJ-Gebietsführerschule aus dem Boden stieg, aus der hernach das „Sanatorium Schillerhöhe“ geworden ist, im Blickpunkt der großen Straße, da kam die Forderung, diese Straße durch Gefällausgleichung so umzubauen, daß das Ziel schon vom Forsthaus 1 aus zu sehen wäre! –

Und nochmals eine Schießbahn, 1945 von der Besatzungsmacht im Lindental begonnen, aber dann doch nicht weitergeführt, so daß die Spuren einigermaßen verwischt und der Reiz des Tales annähernd gewahrt werden konnte!

Ein freundlicheres Bild taucht in der Erinnerung auf: Der Versuch eines kleinen privaten Tiergartens auf der Gerlinger Heide mit recht beachtlichem Grundstock fremden Getiers, von Löwe, Hyäne und Lama bis zu Affen, Papageien und Stelzvögeln. – Aber dann, im stärksten Gegensatz dazu, der fantastische Plan eines „Weltzoos“, eines „geo-zoologischen Tierparks mit völkerkundlichem Freiluftmuseum“, der „ein entscheidender Beitrag zur Völkerversöhnung und zum Weltfrieden werden“ und den gesamten Raum zwischen Hasenberg, Solitude und Vaihingen beanspruchen sollte. Das war im Juli 1945, in der schlimmsten Zeit, als die ganze Stadt noch in Trümmern lag!<sup>10</sup> – Auch der spätere Antrag, den 1936 errichteten, jetzt leeren Hirschpark am Bärensee, dessen Umzäunung großenteils noch stand, dem Nachwuchs an Wisenten und Wildpferden aus München-Hellabrunn einzuräumen, wurde nicht weiter verfolgt. Ebenso mußte der nie ganz zur Ruhe gekommene Gedanke, den ehemaligen Rotwildpark



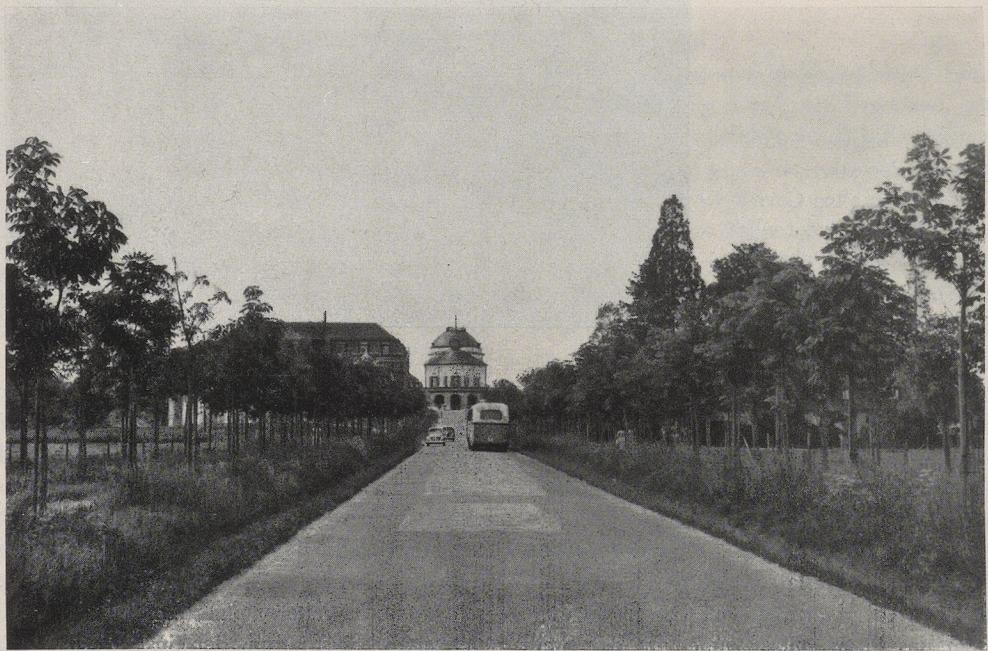
17. Das „Bassin“ bei der Solitude (1911) ist eines der sehr wenigen Überbleibsel aus den alten Gartenanlagen. Die Seerosen sind freilich längst verschwunden, aber als Nist- und Rastplatz für Wasservögel hat der See heute noch seine Reize.

wieder ringsum einzugattern und neu zu besetzen, von vornherein als abwegig erscheinen, hätte er doch mehr oder weniger die Ausschließung der Menschen bedeuten müssen!

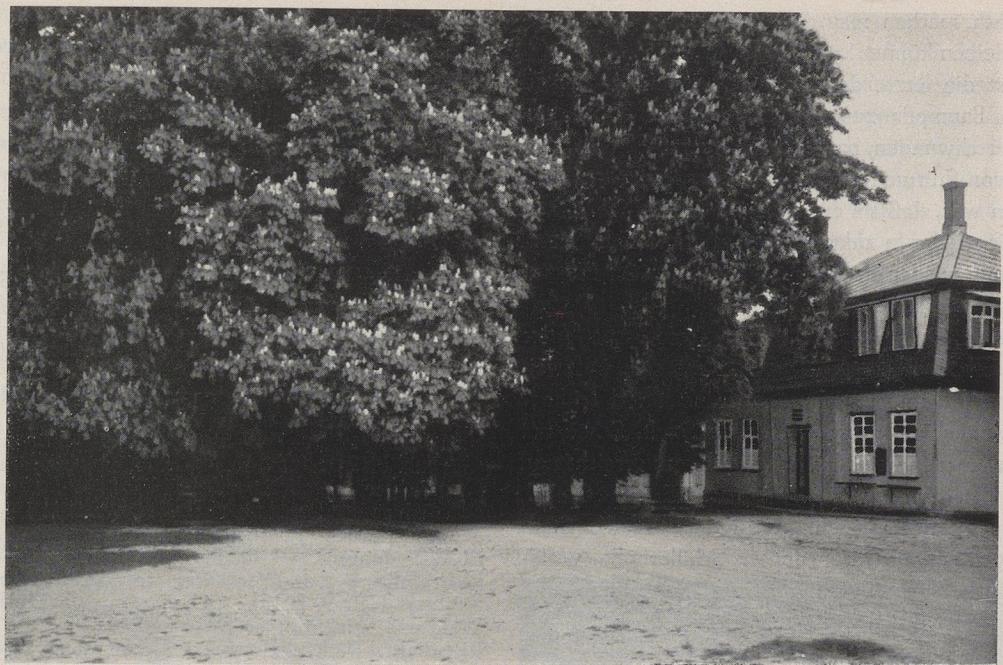
Daß ein Teil des Staatswalds Pfaffenwald der Technischen Hochschule überlassen wurde, haben sehr viele bedauert. Aber wäre es etwa besser gewesen, für die TH das Fasanenhofgelände von der Stadt einzutauschen, dieser dagegen den Pfaffenwald für die Stadterweiterung abzutreten? Oder der TH den ursprünglich verlangten Oberen Wald bei Degerloch zu opfern?

Nun zum Abschluß noch einmal zur Solitude zurück! Mit der bitter nötigen Instandsetzung der Gebäude

ist begonnen, das Schloß selbst ist in beste Ordnung gebracht. „Wahrung des alten Stils und doch auch mehr oder weniger modernen Bedürfnissen angepaßt“, inwieweit sich das bei den Nebengebäuden vereinigen läßt, darüber scheinen die Auffassungen noch keineswegs geklärt. Aber der Planungsgedanke scheint noch weiter zu greifen, bis zur wenigstens teilweisen Neuschaffung der einst so hoch berühmten Gartenanlagen (für wen eigentlich und wozu?), die doch seit 160 Jahren völlig zerstört und lediglich auf den alten Lageplänen noch zu sehen sind! Sollten etwa auch all die kleinen Tempelchen und Bildwerke wieder erstehen mitsamt den Wasserkünsten, den Kaskaden bergabwärts bis zum Rondell? Was man



18 u. 19. Schloß Solitude, von Stuttgart her; oben 1938, unten 1964. Nr. 19 Aufnahme W. Feucht.



20 u. 21. Die Kastanienallee gegen Stuttgart vom Schloß aus; oben 1927, unten 1964. Nr. 21 Aufnahme W. Feucht.

hier auch machen mag, es wird immer nur Stückwerk bleiben können!

Nun ist die letzte der von Karl Eugen angelegten großen Baumpflanzungen, die vierfache Kastanienallee verschwunden, nachdem sie, zuerst 1928, zuletzt 1958, von Stürmen so schwer angeschlagen und aufgerissen war, daß sie erneuert werden mußte. Schon steht sie wieder in zukunftsfreudiger Entwicklung und bietet nun wieder das gleiche Bild, wie es der Herzog selbst schon erlebt hat.

Wie wird es sein, wenn auch diese neue Allee wiederum wird erneuert werden müssen, in zweihundert, in hundert Jahren oder noch viel früher? Immer näher rückt die wachsende Stadt. Schon hat sie von Norden her den Fuß des Berges erreicht und damit den Rand des Waldes (Stadtteile Giebel, Wolfbusch, Seelach). Im Westen greift die Stadt Gerlingen bergaufwärts (Bopser, Schillerhöhe, Waldsiedlung). Auch Botnang strebt zur Höhe und Vaihingen wird sich ausdehnen müssen.

Dann, in hundert Jahren oder noch viel früher, wird da das Kennwort Stuttgarts als der „Großstadt zwischen Wald und Reben“ noch Geltung haben? Wird es nicht umgekehrt heißen müssen „Wald und Reben zwischen Großstadt“.<sup>11</sup> Aber ohne jeden Zweifel wird sich dann erst recht zeigen, wie richtig es war, das Gebiet des Rot- und Schwarzwildparks samt dem Hauptteil des Pfaffenwaldes als Natur-

schutzgebiet zu sichern so gut dies möglich ist<sup>12</sup>, wie bitter nötig gerade dieses Waldgebiet im Westen der Kesselstadt, zusammen mit den vorgelagerten Teilen des Stadtwalds, wie lebenswichtig der gesamte Wald im Westen ist und sein wird für den Stadtkern, zur Gesunderhaltung der Innenstadt, für die Lebenskraft und Erholung aller ihrer Menschen!

*s. S. 201.*

<sup>1</sup> O. Feucht, Von alten Alleen. Fragen um die Solitude (Schwäb. Heimatbuch 1939). – <sup>2</sup> Hans Spemann, Forschung und Leben. Stuttgart 1943, S. 58. – <sup>3</sup> O. Feucht, Das Planhaus und die Sternalleen im Solitudewald (Blätter des Schwäb. Albvereins 1937). Hierzu auch <sup>4</sup>. – <sup>4</sup> O. Feucht, Der Wald um Stuttgart. 80 Seiten mit 4 Karten-skizzen und 62 Abb. auf 40 Tafeln. Stuttgart 1951 (Verlag Kohlhammer). – <sup>5</sup> O. Feucht, Erlebter Heimatschutz (Schwäb. Heimat 1954, 1). – <sup>6</sup> E. Peters, Die Stuttgarter Gruppe der mittelsteinzeitlichen Kulturen. (Veröffentl. des Archivs der Stadt Stuttgart Heft 7, 1941.) – <sup>7</sup> Aufgeführt wurden 1,5 Millionen Kubikmeter (450 000 LKW-Ladungen). – <sup>8</sup> O. Paret, Groß-Stuttgart in vorgeschichtlicher Zeit (Veröffentl. des Archivs der Stadt Stuttgart Heft 9, 1949). – <sup>9</sup> Vgl. u. a.: O. Feucht, Der Wald und Wir, Stuttgart 1924 und 1926. – Ders. Forstwirtschaftl. Rücksicht auf Landschaft und Volksleben (Monatschrift Württemberg 1930) und anderes – vgl. auch <sup>4</sup>. – Hiezu in den letzten Jahren vor allem die Veröffentlichungen des Kosmos (Wilhelm Koch), der Wandervereine und der Schutzmehrheit Deutscher Wald, z. B. die Stuttgarter Waldwoche 1963. – <sup>10</sup> Näheres darüber in der Schwäb. Heimat 1956, S. 191 ff. – <sup>11</sup> O. Feucht, „Großstadt zwischen Wald und Reben“ oder „Wald und Reben zwischen Großstadt“? (Allg. Forstzeitschrift 1959, No. 14). – <sup>12</sup> Das 1958 erweiterte Naturschutzgebiet Rotwildpark umfaßt 830 Hektar.

## Zu einem Pokal aus den Revolutionsjahren 1848/49

*Von Max Kibler*

In seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ läßt Gottfried Keller den Zimmermeister Frymann sagen: „Zu einer Ehrengabe scheint sich mir ein silberner Becher immer noch am besten zu eignen. Er behält seinen Wert ... und bleibt ein schönes Erinnerungszeichen ... an wehrbare Männer des Hauses.“ ... „und wie zutreffend, daß dieser Satz nicht zu gemeinem Nießbrauch des täglichen Lebens verwandt werden kann.“

Nicht viel anders scheinen die Kirchheimer Bürger in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gedacht zu haben, als sie für zwei ihrer Revolutionshelden je einen Silberpokal stifteten. Einer dieser Becher, dem Johann Friedrich Tritschler gewidmet (geb. 1812 in Kirchheim und gestorben 1859 in Nordamerika)

steht im Heimatmuseum der Stadt Kirchheim. Der andere aber, ansonsten kaum bekannt, befindet sich im Besitz der Nachkommen des Otto Hirzel und wird auch heute noch so benutzt, wie Gottfried Keller schreibt: „Nicht zu gemeinem Nießbrauch des täglichen Lebens“, sondern zur Feier von Taufen und Hochzeiten der Urenkel und Ururenkel jenes Hermann Ferdinand Ludwig Otto Hirzel.

Die Inschrift auf dem Pokal lautet: „Dem tapferen Demokraten Otto Hirzel, seine Freunde, Kirchheim 19. Juni 1849“ und auf der anderen Seite: „Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe“ (notabene nicht „Brüderlichkeit“).

Das Schicksal dieses Otto Hirzel, der am 2. Juli 1812 in Künzelsau geboren und 1877 in Bissingen ge-